

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Die Welt ist lebendig und nichts Lebendiges hat eine Lösung und das ist unser Glück.«

Roberto Bolaño

Wo auch immer Bolaños Helden landen auf der Welt, sie tragen die Zeichen ihrer Verstörung mit sich. Er ist nicht nur der Chronist einer grausamen, aus den Fugen geratenen Welt, sondern auch einer der letzten literarischen Visionäre, der sich in die Bereiche des Traums und des Todes hineinwagt.

»Dreizehn Geschichten sind im Band versammelt. Sie kommen mit einer Dringlichkeit daher, als müssten sie erzählt werden.«

Thomas Steinfeld, Süddeutsche Zeitung

Roberto Bolaño ist eine der großen Entdeckungen der Weltliteratur; seine Romane verweben »schlechterdings alles Essentielle der vergangenen Jahrtausende« (Die Zeit). Roberto Bolaño wurde 1953 in Santiago de Chile geboren, lebte in seiner Jugend lange in Mexikostadt und siedelte später mit seiner Familie nach Spanien um. Dort starb er 2003, im vergeblichen Warten auf eine Lebertransplantation, als er gerade an seinem Meisterwerk »2666« arbeitete.

Weitere Informationen finden Sie auf www.schervverlage.de

Roberto Bolaño

MÖRDERISCHE HUREN

Erzählungen

Aus dem Spanischen
von Christian Hansen

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de

Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Unterstützung seiner Arbeit.



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Februar 2022

Die spanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
»Putas asesinas« bei Anagrama, Barcelona.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2001 by Roberto Bolaño. All rights reserved.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2014 Carl Hanser Verlag München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-18812-3

INHALT

El Ojo Silva	9
Gómez Palacio	25
Letzte Abende auf Erden	35
Tage des Jahres 1978	63
Vagabundieren in Frankreich und Belgien	77
Präfiguration von Lalo Cura	93
Mörderische Huren	111
Die Wiederkehr	127
Buba	145
Zahnarzt	171
Fotos	193
Tanzkarte	203
Begegnung mit Enrique Lihn	213

EL OJO SILVA

*für Rodrigo Pinto
und María und Andrés Braithwaite*

So wie die Dinge liegen, hat Mauricio Silva, genannt El Ojo, das Auge, immer versucht, der Gewalt auszuweichen, auch auf die Gefahr hin, als Feigling dazustehen, aber der Gewalt, der echten Gewalt, kann man nicht ausweichen, schon gar nicht wir, die wir in den fünfziger Jahren in Lateinamerika geboren wurden und um die zwanzig waren, als Allende starb.

El Ojos Fall ist paradigmatisch und exemplarisch, und es kann vielleicht nicht schaden, ihn wieder in Erinnerung zu rufen, zumal so viele Jahre seither vergangen sind.

El Ojo Silva hatte Chile im Januar 1974, vier Monate nach dem Putsch, verlassen. Er ging erst nach Buenos Aires und wurde von den üblen Lüften, die in der Nachbarrepublik aufkamen, nach Mexiko vertrieben, wo er einige Jahre lebte und wir uns kennenlernten.

Er war nicht wie die meisten Chilenen, die damals in DF lebten: Er brüstete sich nicht mit der Beteiligung an einem mehr eingebildeten als wirklichen Widerstand, verkehrte nicht in Exilantenkreisen.

Wir wurden Freunde und trafen uns für gewöhnlich mindestens einmal pro Woche im Café La Habana in der Calle Bucareli oder in meiner Wohnung, Calle Versailles, wo ich mit meiner Mutter und meiner Schwester lebte. In den ersten Monaten hielt sich El Ojo Silva mit sporadischen, prekären Jobs über Wasser, dann fand er Arbeit als Fotograf für eine Zeitung aus DF. Ich weiß nicht mehr, welche Zeitung es war, vielleicht *El Sol*, wenn es je eine Zeitung dieses Namens in Mexiko gegeben hat, vielleicht *El Universal*, wo-

bei ich es vorgezogen hätte, es wäre *El Nacional* gewesen, dessen Kulturbeilage der alte spanische Dichter Juan Rejano leitete, aber bei *El Nacional* war er nicht, denn dort arbeitete ich, und El Ojo habe ich in der Redaktion nie gesehen. Aber er arbeitete für eine mexikanische Zeitung, daran besteht nicht der geringste Zweifel, und seine finanzielle Lage besserte sich, zunächst noch unmerklich, denn El Ojo hatte sich eine spartanische Lebensweise zu eigen gemacht, aber wenn man genau hinsah, waren untrügliche Anzeichen einer wirtschaftlichen Entspannung nicht zu übersehen.

Zum Beispiel erinnere ich mich, dass er während der ersten Monate in DF in Sweatshirts herum lief. Gegen Ende besaß er bereits ein paar Hemden, und einmal sah ich ihn sogar mit Krawatte, ein Kleidungsstück, das wir, also meine Dichterfreunde und ich, nie benutzten. Tatsächlich war El Ojo der einzige Mensch mit Krawatte, der sich jemals an unseren Tisch im Café La Habana setzte.

Damals hieß es, El Ojo sei schwul. Will sagen: In den chilenischen Exilantenkreisen kursierte dieses Gerücht, teils als Ausdruck übler Nachrede, teils als eine weitere Klatschgeschichte, von denen das eher langweilige Leben der Exilanten zehrte, Linken, die zumindest hüftabwärts genauso dachten wie die Rechten, die sich damals gerade Chile unter den Nagel rissen.

Einmal kam El Ojo zum Essen zu mir nach Hause. Meine Mutter hatte ihn gern, und El Ojo vergalt es ihr, indem er hin und wieder Fotos von der Familie machte, also von meiner Mutter, meiner Schwester, irgendeiner Freundin meiner Mutter und mir. Jeder mag es, fotografiert zu werden, sagte er mir einmal. Mir war es egal, glaubte ich zumindest, aber als El Ojo das sagte, dachte ich eine Weile über seine Worte nach und gab ihm schließlich recht. Nur einige Indios mögen keine Fotos, sagte er. Meine Mutter glaubte, er würde die Mapuche meinen, aber in Wirklichkeit meinte er die Inder aus Indien, jenem Indien, das für ihn in der Zukunft so wichtig werden sollte.

Eines Abends traf ich ihn im Café La Habana. Es gab kaum Gäste, und El Ojo saß an der Fensterfront zur Calle Bucareli vor einem

Milchkaffee im Glas, einem jener großen, dicken Gläser, wie man sie im La Habana hat und wie ich sie an keinem anderen öffentlichen Ort je wieder gesehen habe. Ich setzte mich zu ihm, und wir plauderten eine Weile. Er wirkte durchsichtig. Das war mein Eindruck. El Ojo wirkte wie aus Glas, und sein Gesicht und das Milchkaffee Glas schienen Zeichen auszutauschen, als hätten sie einander gerade getroffen, zwei unverständliche Phänomene im weiten Universum, und versuchten mit mehr gutem Willen als Hoffnung eine gemeinsame Sprache zu finden.

An diesem Abend gestand er mir, er sei schwul, so wie es die Exilanten herumposaunten, und werde Mexiko verlassen. Einen Moment lang glaubte ich zu verstehen, dass er ginge, weil er schwul sei. Aber nein, ein Freund hatte ihm einen Job in einer Pariser Fotoagentur besorgt, und davon hatte er immer geträumt. Er hatte Lust zu reden, und ich hörte zu. Er sagte, er habe seine sexuelle Neigung einige Jahre lang mit, ja was, Trauer?, Diskretion? ausgelebt, vor allem weil er sich als Linker verstand und seine Gesinnungsgenossen gewisse Vorurteile gegen Schwule hegten. Wir sprachen über die (heute ungebräuchliche) Bezeichnung »Invertierter«, die wie ein Magnet wüste Landschaften anzog, und über den Ausdruck »colisa«, den ich mit »s« schrieb und von dem El Ojo dachte, man schriebe ihn mit »z«.

Ich erinnere mich, dass wir am Ende über die chilenische Linke herzogen und ich irgendwann auf die *über die Welt verstreuten chilenischen Kämpfer* anstieß, eine vielköpfige Unterabteilung der *über die Welt verstreuten lateinamerikanischen Kämpfer*, eine aus Waisen gebildete Entelechie, die, wie der Name schon sagt, über die Welt verstreut waren und ihre Dienste an den Meistbietenden verkauften, der übrigens fast immer auch der Schlimmste war. Aber nachdem wir gelacht hatten, sagte El Ojo, die Gewalt sei nicht seine Sache. Deine schon, sagte er mit einer Traurigkeit, die ich damals nicht verstand, aber meine nicht. Ich versicherte ihm, ich würde genauso fühlen wie er. Anschließend sprachen wir über andere Dinge, Bücher, Filme, und sahen uns nicht wieder.

Eines Tages erfuhr ich, dass El Ojo Mexiko verlassen hatte. Ich erfuhr es durch einen ehemaligen Arbeitskollegen von der Zeitung. Ich fand es nicht merkwürdig, dass er sich nicht von mir verabschiedet hatte. El Ojo verabschiedete sich nie von jemandem. Ich verabschiedete mich nie von jemandem. Meine mexikanischen Freunde verabschiedeten sich nie von jemandem. Meine Mutter jedoch hielt das für ein Zeichen schlechter Erziehung.

Zwei oder drei Jahre später verließ auch ich Mexiko. Ich war in Paris, suchte nach ihm (wenngleich nicht allzu intensiv) und fand ihn nicht. Mit der Zeit vergaß ich sogar sein Gesicht, obwohl mir immer eine Art sich zu nähern, da zu sein, sich aus einer gewissen Distanz und einer gewissen überhaupt nicht aufdringlichen Traurigkeit heraus zu äußern in Erinnerung blieb, die ich mit El Ojo Silva verband, einem gesichtslosen oder schattengesichtigen El Ojo, von dem meine Erinnerung aber das Wesentliche bewahrte, seine Art sich zu bewegen, eine fast abstrakte Art, in der für Ruhe kein Platz war.

Die Jahre vergingen. Viele Jahre. Einige Freunde starben. Ich heiratete, bekam einen Sohn, veröffentlichte ein paar Bücher.

Einmal ergab es sich, dass ich nach Berlin fahren musste. Am letzten Abend nahm ich mir, nachdem ich mit Heinrich von Berenberg und seiner Familie gegessen hatte, ein Taxi (obwohl mich sonst immer Heinrich ins Hotel brachte), das ich vorher halten ließ, weil ich noch ein wenig laufen wollte. Der Taxifahrer (ein älterer Asiat, der Beethoven hörte) setzte mich rund fünf Straßen vom Hotel entfernt ab. Es war nicht sehr spät, dennoch waren fast keine Leute unterwegs. Ich überquerte einen Platz. Dort auf einer Bank saß El Ojo. Ich erkannte ihn nicht, bis er mich ansprach. Er nannte meinen Namen und fragte, wie es mir ginge. Ich drehte mich um und sah ihn eine Weile an, ohne zu wissen, wer er war. El Ojo blieb auf der Bank sitzen und seine Augen schauten mich an, dann schauten sie auf den Boden oder zur Seite, auf die riesigen Bäume des kleinen Berliner Platzes und die Schatten, die um ihn tiefer waren (glaubte ich damals) als um mich. Ich machte ein paar Schritte auf ihn zu und

fragte, wer er sei. Ich bin es, Mauricio Silva, sagte er. El Ojo Silva aus Chile?, fragte ich. Er nickte, und da erst sah ich ihn lächeln.

In dieser Nacht unterhielten wir uns fast bis zum Morgengrauen. El Ojo lebte seit ein paar Jahren in Berlin und kannte die Kneipen, die die ganze Nacht geöffnet hatten. Ich fragte ihn nach seinem Leben. In groben Zügen entwarf er vor mir die wechselvolle Existenz eines Freelancer-Fotografen. Er hatte Wohnungen in Paris, Mailand und jetzt in Berlin besessen, bescheidene Wohnungen, in denen er seine Bücher aufbewahrte und denen er über längere Zeiträume fernblieb. Erst als wir die erste Kneipe betraten, konnte ich feststellen, wie sehr er sich verändert hatte. Er war viel dünner geworden, das Haar grau meliert, das Gesicht zerfurcht. Ich bemerkte zudem, dass er viel mehr trank als in Mexiko. Er wollte Vieles von mir wissen. Unser Treffen war natürlich nicht zufällig gewesen. Mein Name war durch die Presse gegangen, und El Ojo hatte ihn gelesen oder jemand hatte ihm gesagt, dass ein Landsmann eine Lesung mache oder einen Vortrag halte, zu denen er nicht kommen konnte, aber durch einen Anruf bei den Organisatoren hatte er die Adresse meines Hotels erhalten. Als ich ihn auf dem Plätzchen traf, habe er sich nur die Zeit, bis ich käme, mit Nachdenken vertrieben, sagte er.

Ich lachte. Das Wiedersehen mit ihm, dachte ich, war eine glückliche Fügung. El Ojo war immer noch ein seltsamer Kauz, trotzdem aber zugänglich, jemand, der sich nicht aufdrängte, jemand, dem man jederzeit auf Wiedersehen sagen konnte, der darauf nur auf Wiedersehen geantwortet hätte, ohne Vorwurf, ohne böses Wort, eine Art idealtypischer Chilene, stoisch und liebenswert, eine Sorte Mensch, die in Chile nie sehr häufig war, aber auch nur dort zu finden ist.

Ich überfliege das Geschriebene und weiß, dass ich mich einiger Ungenauigkeiten schuldig mache. El Ojo hätte sich solche Verallgemeinerungen nicht erlaubt. Jedenfalls, während wir so in Kneipen herumsaßen, vor uns ein Whisky und ein alkoholfreies Bier, entspann sich unser Dialog weitgehend auf dem Gebiet der Be-

schwörungen, war also ein informativer, melancholischer Dialog. Zu dem Dialog oder, richtiger, Monolog, der mich eigentlich interessierte, kam es gegen zwei Uhr morgens, als wir zu meinem Hotel zurückgingen.

Der Zufall wollte es, dass er zu sprechen begann (oder mit der Sprache herausplatzte), während wir denselben Platz überquerten, auf dem wir uns wenige Stunden zuvor getroffen hatten. Ich erinnere mich, dass es kalt war und ich plötzlich hörte, wie El Ojo sagte, er würde mir gern etwas erzählen, was er noch niemandem erzählt habe. Ich schaute ihn an. El Ojos Blick ruhte auf dem gefliesten Weg, der sich über den Platz schlängelte. Ich fragte, um was es ginge. Um eine Reise, erwiderte er prompt. Und was ist auf der Reise passiert?, fragte ich. Da blieb El Ojo stehen, und für eine Weile schien er nur zu existieren, um die Wipfel der hohen deutschen Bäume und die Bruchstücke von Himmel und Wolken zu betrachten, die schweigend über ihnen wirbelten.

Etwas Schreckliches, sagte El Ojo. Erinnerst du dich an ein Gespräch, das wir vor meiner Abreise aus Mexiko im La Habana hatten? Ja, sagte ich. Habe ich dir gesagt, dass ich gay bin?, fragte El Ojo. Du hast gesagt, du seiest schwul, sagte ich. Setzen wir uns, sagte El Ojo.

Ich würde schwören, dass ich sah, wie er auf derselben Bank wie vorhin Platz nahm, als wäre ich noch nicht da, als hätte ich noch nicht begonnen, den Platz zu überqueren, und er würde auf mich warten, über sein Leben nachdenken und über die Geschichte, die das Schicksal oder der Zufall ihn mir zu erzählen zwangen. Er schlug den Mantelkragen hoch und begann zu sprechen. Ich zündete mir eine Zigarette an und blieb stehen. El Ojos Geschichte spielte in Indien. Sein Beruf, nicht seine touristische Neugier, hatte ihn dorthin geführt, wo er zwei Arbeiten zu erledigen hatte. Die erste war die typische Großstadtreportage, eine Mischung aus Marguerite Duras und Hermann Hesse, El Ojo und ich lächelten, es gibt solche Leute, sagte er, Leute, die Indien irgendwo zwischen *India Song* und *Siddharta* angesiedelt sehen wollen, und man muss

es den Verlagen recht machen. Also setzte sich die erste Reportage aus Bildern zusammen, auf denen man Häuser im Kolonialstil sah, verwilderte Gärten, unterschiedlichste Restaurants, vorzugsweise heruntergekommene Restaurants oder Restaurants für Familien, die heruntergekommen wirkten, aber bloß indisch waren, auch Fotos von Randgebieten, den wirklich armen Gegenden, und dann das Land und die Verkehrswege, Straßen, Umsteigebahnhöfe, Autobusse und Züge auf dem Weg in die Stadt oder aus ihr hinaus, nicht zu vergessen die wie in einem Schwebestand, einem Winterschlaf befindliche Natur, nicht zu vergleichen mit dem westlichen Winterschlaf, Bäume, die ganz anders waren als europäische Bäume, Flüsse und Bäche, bestellte oder verdorrte Felder, das Territorium der Heiligen, sagte El Ojo.

Die zweite Reportage galt dem Rotlichtviertel einer indischen Stadt, deren Namen ich nie erfahren werde.

Hier beginnt El Ojos eigentliche Geschichte. Damals lebte er noch in Paris, und seine Fotos sollten den Text eines bekannten französischen Schriftstellers illustrieren, der sich auf die Unterwelt der Prostitution spezialisiert hatte. Tatsächlich war seine Reportage nur die erste einer Reihe, die Vergnügungs- und Rotlichtviertel überall auf der Welt dokumentieren sollte, jedes Mal von einem anderen Fotografen fotografiert, aber alle vom selben Autor kommentiert.

Ich weiß nicht, in welche Stadt El Ojo fuhr, vielleicht nach Bombay, Kalkutta, vielleicht auch nach Benares oder Madras, ich erinnere mich, dass ich ihn fragte und er meine Frage überhörte. Auf jeden Fall kam er allein nach Indien, da der französische Schriftsteller seine Chronik schon geschrieben hatte und er sie nur illustrieren sollte, und er fuhr in die Viertel, die der Text des Franzosen ansprach, und begann zu fotografieren. Seinen Plänen – und denen seiner Verlage – zufolge sollte die Arbeit und also der Aufenthalt in Indien nicht länger als eine Woche dauern. Er bezog ein Hotel in einer ruhigen Gegend, ein Zimmer mit Klimaanlage und einem Fenster, das auf einen Hof ging, der nicht zum Hotel gehörte, in dem

zwei Bäume standen und zwischen den Bäumen ein Brunnen plätscherte und wo auf einer halben Terrasse manchmal zwei Frauen erschienen, denen mehrere Kinder nachliefen oder vorauseilten. Die Frauen waren indisch gekleidet oder was El Ojo für indisch hielt, aber die Jungen sah er einmal sogar mit Krawatte. Abends begab er sich ins Rotlichtviertel und machte Fotos und plauderte mit den Nutten, von denen einige blutjung und bildhübsch waren, andere schon älter oder verblühter, mit der Miene skeptischer, ein wenig geschwätziger Matronen. Den Geruch, der ihm anfangs eher unangenehm war, begann er zu mögen. Die Zuhälter (viele traf er nicht) waren liebenswürdig und versuchten, sich wie westliche Zuhälter zu gebärden, vielleicht (doch das träumte er später in seinem klimatisierten Hotelzimmer) waren es aber auch die westlichen Zuhälter, die das Gebaren der indischen übernommen hatten.

Eines Nachmittags lud man ihn ein, mit einer der Nutten der körperlichen Liebe zu frönen. Höflich lehnte er ab. Der Zuhälter verstand auf der Stelle, dass El Ojo homosexuell war, und am folgenden Abend brachte er ihn in ein Bordell junger Schwuler. An diesem Abend erkrankte El Ojo. Ich war bereits tief in Indien und hatte es nicht gemerkt, sagte er und starrte in die Schatten des Berliner Parks. Was hast du gemacht?, fragte ich. Nichts. Ich habe geschaut und gelächelt. Und nichts gemacht. Dann kam einer der Jungen auf die Idee, dass es dem Besucher gefallen könnte, eine andere Art Etablissement zu besuchen. Das erschloss El Ojo nur, denn untereinander sprachen sie kein Englisch. Sie verließen also das Haus und liefen durch enge Gassen, bis sie zu einem Haus mit kleiner Fassade kamen, dessen Inneres jedoch ein Labyrinth aus Gängen und winzigen Zimmerchen und Schatten war, aus denen hin und wieder ein Altar oder ein Gebetraum hervorstach.

In einigen Teilen Indiens ist es Sitte, sagte El Ojo und schaute zu Boden, einer Gottheit, an deren Namen ich mich nicht erinnere, einen Knaben darzubringen. Etwas unglücklich impulsiv machte ich ihn darauf aufmerksam, dass er sich nicht nur nicht an den Namen der Gottheit, sondern auch nicht an den der Stadt oder irgendeiner

der beteiligten Personen erinnern könne. El Ojo sah mich an und lächelte. Ich versuche zu vergessen, sagte er.

In diesem Moment befürchtete ich das Schlimmste und setzte mich neben ihn, und eine Weile saßen wir so da, hatten unsere Mantelkragen hochgeschlagen und schwiegen. Man bietet diesem Gott einen Knaben dar, nahm er seine Erzählung wieder auf, nachdem er den im Halbschatten liegenden Platz mit den Augen abgesehen hatte, als fürchtete er die Anwesenheit eines Unbekannten, und für eine Dauer, die ich nicht einzuschätzen vermag, verkörpert der Knabe den Gott. Es kann eine Woche sein, während der Dauer der Prozession, ein Monat, ein Jahr, ich weiß es nicht. Es handelt sich um ein barbarisches Fest, das, obwohl von den Gesetzen der Republik Indien verboten, weiterhin gefeiert wird. Im Verlauf des Festes wird der Knabe mit Geschenken überhäuft, die seine in der Regel armen Eltern glücklich und dankbar entgegennehmen. Nach Beendigung des Festes wird der Knabe in sein Haus oder in das Dreckloch zurückgeschickt, aus dem er gekommen war und nach einem Jahr beginnt alles von vorn.

Die Feierlichkeiten erinnern an ein lateinamerikanisches Pilgerfest, nur fröhlicher vielleicht, turbulenter, und wahrscheinlich ist die Intensität der Mitwirkenden, derer, die wissen, dass sie Mitwirkende sind, größer. Mit einem einzigen Unterschied. Einige Tage vor Beginn des Festes wird der Knabe kastriert. Der Gott, der sich in ihm während der Feierlichkeiten verkörpert, verlangt einen Männerkörper – wenngleich die Knaben in der Regel nicht älter als sieben sind –, ohne den Makel der männlichen Attribute. Deshalb die Eltern ihn den Ärzten des Festes oder den Barbieren des Festes oder den Priestern des Festes übergeben, die ihn daraufhin entmannen, und wenn sich der Knabe von der Operation erholt hat, beginnt die große Feier. Wochen oder Monate später, wenn alles vorbei ist, kehrt der Junge nach Hause zurück, aber jetzt ist er ein Kastrat, und die Eltern verstoßen ihn. Der Junge endet dann in einem Bordell. Es gibt sie in allen Arten, sagte El Ojo seufzend. Mich brachten sie an jenem Abend in das schlimmste von allen.